

Zeitschrift: Burgdorfer Jahrbuch
Herausgeber: Verein Burgdorfer Jahrbuch
Band: 15 (1948)

Artikel: Burgdorf : mein Jugendland
Autor: Haller, R.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1076296>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Burgdorf - mein Jugendland

Prof. Dr. R. Haller, Riehen

Ich kam in Burgdorf am 14. April 1874 zur Welt, und zwar im Hause des Herrn Dür an der Lyßbachstraße, wo mein Vater seine Praxis als Arzt in Burgdorf eröffnet hatte. Die Vorgängerin Frau Jent, heute würde man Säuglingspflegerin sagen, erklärte auf Grund der verschiedenen Wirbel, die sie auf meinem Haupte feststellte (heute sind sie verschwunden), daß ich weit in der Welt herumkommen werde. Wenn sie gar gewußt hätte, daß sich später ein solcher Wirbel sogar in meinem Schnurrbart bilden würde, so hätte sie mir wohl eine Reise auf den Mond geweissagt. Nun, Vorgängerinnen prophezeien stets mit Vorliebe, aber was mich anbelangt, so hat sie recht behalten, ich bin, außer in Rußland, später in fast allen europäischen Ländern gewesen. Aus meiner frühen Jugend sind meine Erinnerungen spärlich; ich kann mich kaum daran erinnern, daß mein Vater das von ihm gebaute Haus an der Kirchbergstraße bezog und daß er kurz darauf von einer Hochgebirgsfahrt ins Lauteraargebiet, die er mit zwei Führern unternommen, nicht mehr nach Hause zurückkehrte.

Die ersten Erinnerungen tauchen auf, als ich begann, die burgerliche Waisenhausschule zu besuchen. Es war dies eine Art Privatschule, in welche viele Familien ihre Kinder sandten, um sie nicht in die öffentliche Primarschule geben zu müssen. Vorsteher war damals Herr Hämmerli, der Waisenvater, dem die Lehrkräfte unterstanden. In lebhafter Erinnerung ist mir die «Lehrgotte der Erstkläßler», Fräulein Wiedmer, nachmalige Frau Wermuth, geblieben, für die die ganze Klasse eine ausgesprochene Verehrung zeigte, weniger aber für die Lehrerin der zweiten Klasse, Fräulein Ris. Von den anderen Lehrkräften kann ich mich nur an einen Herrn Renfer erinnern, dessen «ultima ratio» im Unterricht ein schmerzauslösender Lederriemen war. Auch Herr Hämmerli funktionierte gern mit Brachialgewalt und war sehr gefürchtet.

Nach den 4 Jahren Privatschule bestand ich mein Aufnahmeexamen ins Progymnasium und wurde Schüler der Oktava unter der Fuchtel des Herrn Ausderau.

Inzwischen hatten sich zu Hause, veranlaßt durch den allzu frühen Tod meines Vaters — ich war 6 Jahre alt, als er erfolgte — die Dinge nicht unwesentlich verändert. Wir bewohnten ein geräumiges Haus aus Sandstein, mit großem Garten und einem Holzschuppen, der uns später zu allen möglichen Dingen diente, ganz besonders aber als Refugium vor der über mein Betragen mit Recht oft sehr erbosten Mutter und den Großeltern.

Nach dem Tode meines Vaters hatte meine Großmutter mit starker, ab und zu allzu starker Hand die Zügel der Haushaltung ergriffen. Der Großvater befand sich schon im Ruhestand, und die ehrwürdige Gestalt des Herrn Conrad mit seinen schneeweißen Haaren, stets «à quatre épingles», in schwarzer Redingote, mit Vaternmörder, war in den Straßen Burgdorfs eine bekannte Erscheinung. Er war lange Jahre Hauslehrer in Holland gewesen und hatte dort die Söhne des Grafen van Rechteren-Limpurg unterrichtet. Von den Holländern hatte er das peinlich Adrette in der äußern Erscheinung angenommen und war bei seinen Spaziergängen nie anders zu sehen als mit dem Malakarohr mit elfenbeinernem Griff. Er wurde dann im Jahre 1848 als Lehrer der französischen und italienischen Sprache an die burgerliche Knaben- und Mädchenschule (seit 1855 Progymnasium) berufen. Meine Großmutter, Frl. Amalie Straßer, war im selben Haus als Erzieherin der Töchter der genannten Gräfin tätig, bis auf einmal die Gräfin van Rechteren, deren Bild heute noch in meinem Hause hängt, kurzerhand meinem Großvater erklärte: «Monsieur Théophile Conrad, vous épouserez Mademoiselle Amélie Strasser», was der Großvater auch prompt besorgte.

Mit vier Kindern, von denen die zwei jüngsten in einem Wäschekorb transportiert wurden, trat das Conrad'sche Ehepaar die Reise von Holland nach Burgdorf an, wo der Großvater mit einer Besoldung von Fr. 2247.75 im Jahre 1848 seine Stellung an den burgerlichen höhern Schulen antrat, die er bis zum Jahre 1873 innehatte.

Ich habe also meinen Großvater nicht mehr im Amt gesehen, aber in den Ferien mußten wir alle Tage um 11 Uhr zu einer «leçon de grammaire» in sein Zimmer, während welcher Stunde die Allüren des alten Lehrers nur zu oft schmerzlich für uns in Erscheinung traten. Im übrigen überließ er die Erziehung der Kinder vor allem der Mutter, dann der Großmutter, welche das Regiment führte.

Großvater erhielt vielfach den Besuch seiner ehemaligen Schüler, deren Qualifikationen er genau kannte. Als einmal einer derselben zu Besuch kam (es war einer derjenigen, die bei ihm nicht gut abgeschnitten hatten) und den Großvater fragte: «Eh bien, Monsieur Conrad, vous ne vous ennuyez pas si seul?», erhielt er prompt zur Antwort: «Oh non, ce sont toujours les autres qui m'ennuient.»

Großmutter kontrollierte vor allem unsere Lektüre. Wir sollten nur Reisebeschreibungen und Biographien lesen, ein Lesestoff, der uns keineswegs zusagte, da die damals Mode gewordenen Indianerbüchlein viel anziehender waren. Um dieselben aber ruhig genießen zu können, hatte ich mir auf dem alten Kastanienbaum neben dem Ziehbrunnen einen Platz ausfindig gemacht, auf den mir auch die Großmutter nicht zu folgen vermochte, da dies gewisse turnerische Fähigkeiten voraussetzte. Dort oben unter dem schützenden Blätterdach las ich meine Indianerbüchlein unbekümmert um Jammerrufe meiner Großmutter: «Robert, où es-tu?»

Ich möchte noch bemerken, daß die französische Sprache bei uns in der Familie die Umgangssprache war, denn Großvater, der eine Menge Sprachen sprach, hatte die deutsche Sprache nie erlernt, da er in Nods am Fuß des Chasseral geboren und aufgewachsen war. Er wußte, daß wir früh genug Deutsch lernten, und hat Recht behalten, außerdem stand er auf dem Standpunkt, daß das Deutsche «une langue barbare» sei.

In der Oktava des Progymnasiums regierte als unumschränkter Herrscher der Klassenlehrer Herr Ausderau; außer Zeichnen lehrte er alle Fächer, vorzugsweise Rechnen. Ich möchte ihn seinem äußeren Habitus nach vergleichen mit Herrn Bockelmann in «Plisch und Plum» von Wilhelm Busch. Die Haselrute saß locker in seiner Hand, aber als Lehrer war er vorzüglich.

In den oberen Klassen, ich glaube schon von der Septima ab, begann der Lateinunterricht für die Schüler, welche beabsichtigten, später die Hochschule zu besuchen. Erteilt wurde er vom damaligen Rektor Haag.

Vom Lehrpersonal, das uns während unseres Aufstiegs durch die Progymnasialklassen betreute, wäre allerhand zu sagen. Ueber die Lehrer in Naturwissenschaften Noll und Wegelin habe ich schon seinerzeit im Burgdorfer Jahrbuch berichtet (Jahrgang 1944, S. 91, 97—99); ich bewahre beiden Herren das beste Andenken. Herr Küenzi

war ein Lehrer von der alten Observanz; sein Geschichts- und Geographie-Unterricht war gut. Weniger erfreulich, wenigstens für mich, wurde später der Deutschunterricht bei Dr. Stickelberger. Der Mann hatte ein sehr großes Wissen und beurteilte daher oft die Fähigkeiten seiner Schüler nicht ganz richtig. Ich z. B. konnte mit 16 Jahren mit der Sentenz aus der Braut von Messina:

«Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
der Uebel größtes aber ist die Schuld»

rein nichts anfangen, und wohl viele meiner Mitschüler auch nicht. Eine besondere Nummer war der Zeichnungslehrer Stauffer; der Zeichenunterricht wickelte sich vorzugsweise im Zeichensaale ab. In den oberen Klassen standen Gipsmodelle zur Verfügung, und wenn man die Schatten dieser Plastiken anlegen wollte, so wußte man nicht, was Schatten war und was Dreck. Außerdem hatte jeder Vorbenützer nicht versäumt, sich auf dem Gips in irgend einer Weise zu verewigen. So war dieser Unterricht kaum von nachhaltigen Folgen, Maler ist keiner von uns geworden.*)

Glänzenden Unterricht in Französisch verdanken wir Herrn Barraud, und ebensolchen in Weltgeschichte und Religion dem nachmaligen Rektor Karl Grütter.

So rutschte man von Klasse zu Klasse, ich selbst, als ganz einseitig naturwissenschaftlich Begabter, recht mühsam, so daß in der Tertia die Katastrophe erfolgte und ich nicht versetzt wurde, zu meinem Glück, denn erst dieser Schock lehrte mich, daß man für sich selbst in die Schule geht, und nicht um den Lehrern damit einen Gefallen zu erweisen. Von da ab ging es besser, und im Jahre 1892 gelang es mir zu meiner größten Ueberraschung, mit Note II meine Matura zu bestehen.

An dieser Stelle möchte ich noch an eine Persönlichkeit erinnern, welche seinerzeit in den bernischen Schulen sehr bekannt war, den Schulinspektor Landolt. Er war zwar kein eingeborener «Burdlefer», tauchte aber alle Jahre, wie das Mädchen aus der Fremde, in der Stadt auf, um seine Inspektionen an den mittleren und höheren Schulen abzuhalten. Landolt inspizierte nicht allein die bernischen Mittelschulen, sondern wirkte außerdem noch als eidgenössischer Experte bei den Maturitätsprüfungen mit. In dieser Eigenschaft be-

*) Man vergleiche das Urteil desselben Lehrers über den spätern Maler Max Buri (Jahrbuch 1947, S. 96).

aufsichtigte er uns bei den schriftlichen Maturitätsarbeiten, und wir erfuhren erst später, welches raffinierte System er bei diesen Beaufsichtigungen anwandte. Er saß auf dem Pult, hatte vor sich aber eine Nummer des «Temps», bekanntlich ein sehr umfangreiches Blatt. In eine Seite hatte er nun eine kleine Lücke geschnitten, durch welche er sehr gut die Examinanden beobachten konnte. Auf diese uns damals unerklärliche Art konnte er tatsächlich Uebeltäter, welche sich des «Spickens» befleißigten, erwischen und ihnen erklären: «Ihr Wissen ist Spickwerk» und sie von den weiteren Prüfungen ausschließen.

Nun aber noch etwas über meine Mitschüler. Da war zunächst ein intimer Freund, Max Heiniger, dem ich infolge unserer Vorliebe für physikalische und chemische Experimente besonders zugetan war. Damals erschienen Bücher, wie Dammer «Der kleine Experimentator», die sehr gute Angaben zur Vornahme von chemischen und physikalischen Versuchen enthielten. Diese Literatur beeinflusste uns derart, daß ich zu sagen wage, sie war für unsere Zukunft entscheidend; ich wurde dadurch auf die Chemie, Max Heiniger auf die Physik verwiesen, welchen Disziplinen wir im Leben treu geblieben sind.

Meine Mutter war so einsichtsvoll, daß sie meinen chemischen Experimenten kein Hindernis entgensetzte, dieselben sogar förderte, indem sie mir im ehemaligen Wartezimmer meines Vaters in unserem Hause ein chemisches Laboratorium einrichten und sogar Wasser und Gas hineinlegen ließ. Daß das dem Unterricht in der Schule wenig förderlich war, ist anzunehmen, aber später lernte ich das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden.

Aehnlich stand es mit Max Heiniger; er und Hans Krähenbühl, der damals im Schloß wohnte, kamen auf den Gedanken, ein Telephon vom Schloß nach dem Haus Heiniger an der Oberburgstraße zu legen. Bei der großen Fähigkeit der Genannten funktionierte das Ding bald zur vollen Zufriedenheit der Kontrahenten; aber dies war nur der erste Streich, der zweite folgte sogleich in Form eines Besuches eines Vertreters der Postbehörde und, wahrscheinlich des besseren Nachdrucks wegen, eines Polizisten, welche den beiden Telephonisten klar machten, daß im allgemeinen das Montieren und Installieren von Telephonanlagen Sache der Post- und Telegraphenverwaltung sei, und daß im besonderen das Ueberqueren von öffentlichen Straßen durch Kabel irgendwelcher Art den Privaten untersagt sei. So endete das an sich gelungene Experiment!

Meine Arbeiten beschränkten sich auf mein Laboratorium. Die zu meinen Experimenten erforderlichen Glaswaren bezog ich, unter Inanspruchnahme meiner Sparbatzen und oft derjenigen meiner Schwester, von Herrn Lüdy in der Großen Apotheke, die sehr brauchbaren Opodeldoc-Gläser dagegen aus der Kleinen Apotheke des Herrn Fueter, dessen Sohn Theodor mein Schulkamerad war und der sich später dem Trompetenblasen widmete! Ich wurde aber bald der Schrecken des Apothekers, denn mit den Resultaten meiner Experimente kam ich in die Apotheke, um mir vom Apotheker das Gelingen der Versuche bestätigen zu lassen, was besonders einmal, als ich Brom dargestellt hatte, von Herrn Brögli in der Neuen Apotheke mit einem Sturm der Entrüstung quittiert wurde, weil ich ihm die ganze Apotheke verstunken hätte. Meine wissenschaftlichen Erkenntnisse waren also nicht mit reiner Freude verbunden. Die unerfreulichen Zwischenfälle konnten mich aber von dem einmal eingeschlagenen Wege nicht mehr abbringen, und ich bin der Chemie treu geblieben, obwohl die Enttäuschungen, welche ich bei meinen Jugendarbeiten erlebt, sich später im Leben oft in potenziierter Form wiederholen sollten.

Ich war also mit Ach und Krach, der böse Krach trat später ein, in die Tertia, die erste Klasse des Obergymnasiums heraufgerutscht. Es ist nun vielleicht nicht ganz uninteressant, etwas von dem damaligen Treiben der Gymnasiasten zu erfahren. Es bestand schon zu jener Zeit am Gymnasium in Burgdorf eine Gymnasiastenverbindung, «Bertholdia» genannt, welche, soviel ich mich erinnern kann, aber nur den zwei obersten Klassen zugänglich war. Mützen und Bänder waren verboten worden, und zwar von dem seinerzeitigen Rektor Hitzig; auch seine beiden Nachfolger — Gehrig und Haag — hielten das Verbot aufrecht. Nun hatte sich zwischen den jungen Tertianern und den Angehörigen der beiden oberen Klassen schon seit Beginn des Gymnasiums ein eigenartiges Verhältnis herausgebildet, das ich am besten mit dem Verhältnis von Schütze und Bachant, zur Zeit der fahrenden Schüler, vergleichen möchte, das in etwas anderer Form auch bei den Studentenverbindungen üblich ist, das Verhältnis von Fuchs zu Bursch. Zu meiner Gymnasialzeit äußerte sich dieses Botmäßigkeitsverhältnis der Jungen zu den Älteren darin, daß letztere sich in den Pausen von den Jüngeren das Frühstücksbrot, das «Mütschli», aus einer nahen Bäckerei an der Schmiedengasse, ich glaube sie hieß Schärer, besorgen ließen. Die Frühstückspause um 10 Uhr bestand in einem Hin- und Herbummeln auf dem Graben

oder auf der Promenade. Diese Bäckerei Schärer hatte damals aber noch eine andere Attraktion, welche in einer eigenartigen Art Gebäck bestand, dem ich später nie mehr begegnet bin, den sogenannten «Triätschnitten», ein Gebäck von weinroter Farbe mit Zuckerguß und einem eigenartigen Geschmack, infolge eines besonderen Gewürzes. Dieses harmlose Botmäßigkeitsverhältnis zwischen den Tertianern und den oberen zwei Klassen, der Sekunda und der Prima, entwickelte sich zunächst in üblicher Weise. Nun war aber da in der Tertia ein Schüler, philologisch sehr begabt, aber mit maßlosem Ehrgeiz behaftet, Ernst Howald, der Sohn eines Bahnwärters beim Uebergang der Emmenthalstraße zwischen Burgdorf und Oberburg, der sich nicht herbeilassen wollte, den Aelteren diese Zubringerdienste zu leisten, und dadurch natürlich gegen den hergebrachten Modus verstieß, so daß ihm bedeutet wurde, eine Aufnahme in die «Bertholdia» komme für ihn nicht in Frage. Dem war abzuhelfen. Da Howald sofort erkannte, daß er in der «Bertholdia» zu keiner führenden Rolle berufen war, beschloß er kurzerhand, eine eigene Verbindung zu gründen, in welcher ihm die Rolle, eine Konkurrenzregierung zu führen, von selbst zukam. Gefolgschaft hatte er bald, ich gehörte auch zu derselben, dann Ernst Schneeberger, der Sohn eines Käsehüttenverwalters in Burgdorf, jüngst als 70jähriger in Bern gestorben, wo er Gymnasiallehrer und bekannter klassischer Philologe war; weiter Otto Heiniger, nachmaliger Arzt in Utzenstorf, Paul Fröhinsholz aus Straßburg, Fritz Schürch von der Tabakfabrik Burgdorf, Charles Rychner, nachmaliger Bundesbahnbeamter in Bern, später Walter Geiser, nachmaliger Arzt in Ostermundigen bei Bern. Auch der jüngere Bruder von Ernst Howald, der «Bäzzi», gehörte dazu, obwohl nicht Gymnasiast, aber das kam nicht so darauf an. Daß Zirkel und Cerevis nicht fehlen durften, war klar, und daß man keineswegs an Abstinenz dachte, ebenfalls. Die Sitzungen wurden auf der Laube unseres Hauses abgehalten, und jedesmal wurde ein Fäßlein Bier von 5 Liter (!), das wir eigenhändig aus der Brauerei Steinhof holten, ausgetrunken. Orgien feiern konnte man das also nicht nennen, umso weniger als Vorträge ein prominentes Traktandum dieser Sitzungen darstellten.

Die erste Gegenaktion war, daß uns die «Bertholdia» in den «Verschleiß» erklärte. Das war eine ernste Angelegenheit, denn kein Bertholdianer, und es waren fast alle Sekundaner und Primaner dabei, durfte mehr mit uns verkehren, ja nicht einmal mit uns reden. Daß das gegenseitige «Spicken» in den Klassen damit natürlich aufhörte, war sehr schmerz-

lich. Mit stoischer Gelassenheit ertrugen wir aber die Unbilligkeiten unserer Klassengenossen, Kameraden konnte man bei einem solchen Verhältnis nicht sagen. Es kam ab und zu, besonders nach nächtlichen Spaziergängen, zu Ueberfällen und durchaus nicht harmlosen, erbitterten Prügeleien. Unter dem Gilet, ja nicht über dem Gilet, trugen wir das von unseren jeweiligen Schwestern zusammengestoppelte rot-weiße Band.

Howald, als dem Präses, paßte aber die Sache noch nicht recht, er wollte die schulbehördliche Anerkennung der «Literaria» erreichen, konstruierte zu dem Zweck Statuten, in denen von literarischen Bestrebungen viel die Rede war, und reichte diese Rektor Haag ein. Tatsächlich beschäftigte sich die Lehrerkonferenz mit dem Fall, die Anerkennung wurde aber versagt, weil eine Verbindung am Gymnasium in Burgdorf den Bedürfnissen durchaus Rechnung trage.

Trotz dieser Ablehnung ging der Betrieb der «Literaria» weiter, ja er steigerte sich zusehends. Eine Bruderverbindung wurde in Bern gegründet, welcher der nachmalige bernische Regierungsrat und Lötschbergbahndirektor Vollmar angehörte. Ein großartiges patriotisches Fest vor dem Denkmal im Grauholz vereinigte beide Verbindungen, und Howald hielt dort eine fulminante politische Rede, in welcher von der Abschaffung des Ständerates und dergleichen mehr gesprochen wurde. Ein feierlicher Kommers in der Bahnhofrestauration Schönbühl beschloß diese erhebende Feier.

Der Höhepunkt des literarischen Wirkens bildete aber ein Schützenfest, welche Idee dem phantasieerfüllten Gehirn Howalds entsprang; die Organisation war ein klassisches Beispiel für die absolute Hemmungslosigkeit, mit welcher der Mann an die Ausführung seiner Ideen herantrat. Daß wir alle von der Schützenfestidee begeistert waren, war klar, die Organisation überließen wir aber ebenso bezeichnenderweise Howald. Er richtete an die kantonale Militärdirektion in Bern im Namen der «Literaria» in Burgdorf ein Schreiben, in welchem er den Verein als begeistert für das Schützenwesen bezeichnete und zur Abhaltung eines Schützenfestes 4 Peabody-Gewehre mit Munition und einer Anzahl Scheiben anforderte. Das Unglaubliche geschah, die Militärverwaltung stellte uns das Material zur Verfügung, und die Sache konnte losgehen.

An einem schönen Sonntag wurden die Scheiben am Abhang vom Plerwald gegen die Eisenbahnlinie Burgdorf-Oberburg aufgestellt,

der Bruder von Howald fungierte als Zeiger, natürlich ohne jede Vorsichtsmaßnahme, und das Feuer wurde von uns, von denen die wenigsten je scharf geschossen hatten, eröffnet. Aber mit welchem Erfolg! Den Scheiben geschah nichts, denn die Geschosse prasselten oben im Pleerwald über den Köpfen der ahnungslosen Sonntags-spaziergänger. Einer davon, es war Lehrer Weibel, erhob aber flammenden Protest und drohte uns mit Anzeige. Zum Glück — und damit wurde weiteres Unheil vermieden — war uns die Munition, welche nicht allzu reichlich bemessen war, ausgegangen; das Fest hatte aber einen erhebenden Verlauf genommen, dank der Harmlosigkeit und dem unglaublichen Vertrauen der kantonally-bernischen Militärverwaltung, welche sich nicht einmal die Mühe nahm, sich über die Schießfertigkeit dieses eigenartigen Schützenvereins zu informieren.

Die «Literaria» hat dann ein Ende genommen wie ein säkularisiertes Kloster, infolge Unterbleibens von weiteren Beitritten und Ausscheidens von Mitgliedern nach bestandener Maturität. So ist die «Literaria» in Schönheit gestorben, freilich ohne besonders ruhmvolles Ende. Das einzige Stück, das von verschwundener Pracht zeugt, ist ein in meinem Besitz befindliches, sehr gewissenhaft geführtes Protokoll über sämtliche Vereinsvorgänge.

Wie das am Gymnasium zu sein pflegte, hatte das Rektorat nur eine bestimmte Anzahl von Wirtschaften erlaubt, welche von den Schülern besucht werden durften, alle anderen waren aus Gründen, die uns nicht bekannt waren, verboten. Zu den ersteren gehörte das Café Emmenthal, das fleißig von der Lehrerschaft frequentiert wurde und für uns daher wenig Anziehungskraft hatte. Die Pfistern war das Lokal der «Bertholdia» und deshalb für die im Interdikt, d. h. im «Verschleiß» Lebenden ohnehin unzugänglich. Wie aber alles Verbotene einen besonderen Reiz hat, so war besonders das «Bierstübli» der Brauerei Christen unten am Schloßbergweg für uns deshalb eine Attraktion, weil es ein dunkles Lokal mit finsternen Winkeln war, wo man unbemerkt vom Mathematiklehrer Hans Bögli, der viel und gern dort verkehrte, sein Glas Bier im Dunkeln trinken konnte. Die Brauereien arbeiteten damals noch nicht nach den heutigen, streng hygienischen Grundsätzen, und das von uns getrunkene Bier wurde von einer Brauerei hergestellt, deren offene Kühlpfannen sich unmittelbar neben dem Weg zum Schlosse befanden! Uns störte das nicht, denn das Bier war gut, und die Jugend ist nicht wählerisch.

Diese Kühlanlage ist denn auch nach dem Bau der neuen Brauerei verschwunden.

Eine ungeheure Attraktion für Burgdorf war die alljährlich erscheinende Seiltänzertruppe Knie, welche sich, wie wir ja wissen, mit den Jahren zu einem der ersten europäischen Zirkus entwickelte. Damals war es aber die Familie als solche, welche ausschließlich die Kunst des Seiltanzes produzierte. Das hohe Seil wurde zwischen dem Haus der Buchhandlung Langlois und dem Tuchgeschäft Marti gespannt, und zwar unmittelbar unter dem Dachgiebel, ohne jede Schutzmaßnahme. Die Sache war also recht gefährlich, aber ich kann mich nicht erinnern, daß sich jemals ein Unglücksfall durch Absturz ereignet hätte.

So rückte nun auch für mich der Abschied von Burgdorf heran. Im Jahre 1892 bestand ich die Maturität und bezog das Polytechnikum in Zürich, um Chemie zu studieren, den Wissenszweig, dem ich treu geblieben bin. Meine Mutter zog bald darauf nach Bern, und so kam ich nur ab und zu mit meinen alten Freunden Werner Marti, Max Heiniger, Fritz Heß, Adolf Haueter, Ernst Klötzli, Oscar Schmid zusammen, um besonders in den Frühjahrsferien den unvergleichlich schönen Spaziergang unter dem frischen Buchenlaub über die Flühe zu machen und um dann denselben mit einem Trunk im Lochbach zu beschließen, wo die Gebr. Schnell damals, außer einer Bleiweißfabrik, auch noch eine Brauerei betrieben. Die furchtbar scharfen Gegensätze zwischen Bertholdianern und Literarianern wurden nach und nach überbrückt, und heute verbindet mich herzliche Freundschaft mit vielen meiner einstigen vermeintlichen Todfeinde. Mit einzelnen derselben komme ich nun als über 70jähriger ehemaliger Abiturient des Gymnasiums Burgdorf alljährlich an irgend einem netten Ort der Schweiz mit guter Küche und gutem Keller zusammen, um die alten Zeiten, welche halt doch schön waren, wieder im Geiste wenigstens auferstehen zu lassen.